Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint täglich mit Ausnahme nach Sonn- und Festtagen ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 1.
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Organ für Politik, Localgeschichte, Handels- und Geschäftsverkehr.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
(nur Wochentags)
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 215. **Mittwoch** den 1. Mai 1895. **89. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 1. Mai.

Stolzer und freudiger als je, so verkündet die socialdemokratische Presse, wird diesmal die Socialdemokratie den 1. Mai feiern. Das ist leider, auch wenn die heutige Feier in aller Ruhe und unter mäßiger Betheiligung verläuft, nur zu wahr; denn seit dem vorigen Jahre hat die Socialdemokratie, zum Theil begünstigt durch ein laues und schwächliches Verhalten des Bürgerthums, große Fortschritte gemacht. Sie hat zunächst drei Sitze im Reichstage gewonnen: Plauen, wo der Genosse Gerisch gewählt wurde, Pinneberg (v. Elm) und Dresden-Land (Horn). Plauen und Dresden-Land waren niemals im Besitz der Socialdemokratie, während Pinneberg bereits einmal durch einen Socialdemokraten vertreten war. Auch die socialdemokratische Landagitation fängt an, erfolgreich zu werden, wie sich bei den Wahlen zum altenburgischen Landtag gezeigt hat, wo die Socialdemokraten zwei ländliche Wahlkreise ziemlich leicht eroberten. Der Feinde von links ist die Partei ledig; die Unabhängigen haben ihren Frieden mit der Fraction gemacht, und die Anarchisten sind ihrer schärfsten Waffen gegen die Fraction verlustig gegangen, und Herr Singer braucht nicht mehr zu fürchten, daß ihn die feindlichen Brüder an die Mantelnäherinnen erinnern; auch die Versuche, den „Socialist" wieder ins Leben zu rufen, scheinen definitiv aufgegeben zu sein. Die Nachrichten über die socialistische Bewegung im Auslande sind ebenfalls dazu angethan, den Muth der deutschen Socialisten zu schwellen. Zum ersten Mal wurden in die belgische Kammer Socialdemokraten gewählt und zwar gleich in einer so starken Anzahl, daß die socialdemokratische belgische Kammerfraction die relativ stärkste aller socialdemokratischen Fractionen ist. In Dänemark hat die Socialdemokratie bei den letzten Folkethingswahlen ihre Stimmenzahl von 2 auf 8 vermehrt, und diese 8 Stimmen sind das Zünglein an der Waage. Die socialdemokratischen Wahlsiege in Frankreich sind bekannt. In Holland kämpften die anarchistische und die socialistische Richtung erbitterte Kämpfe, in denen die Anarchisten längere Zeit siegreich blieben; jetzt haben die Socialisten, unterstützt von den deutschen Genossen, in Holland das Heft in die Hand bekommen. In England hat sich der Abmarsch der Trades Unions in das socialistische Lager beinahe vollständig vollzogen. In Oesterreich ist stellenweis die Socialdemokratie ganz mächtig ins Kraut geschossen, wie sich das bei verschiedenen Krankencassenwahlen u. s. w. gezeigt hat. Also es ist in der That wahr, daß die Socialdemokratie noch niemals in so günstiger Position sich befunden hat, wie heute. Ueberaus verkehrt wäre es daher und könnte die verhängnißvollsten Folgen haben, wenn die bürgerlichen Parteien durch einen ruhigen Verlauf des heutigen Tages und eine mäßige Betheiligung der Genossen an den Feierlichkeiten sich in Sicherheit wiegen und zu dem Glauben verleiten ließen, die Umsturzbewegung sei in Abnahme begriffen und mache keine gesetzlichen Dämme nöthig. Wahrscheinlich würde der Verlauf des heutigen Tages in Deutschland ein ganz anderer sein, wenn nicht die Umsturzvorlage trotz ihrer durch die Commission bewirkten Verschlechterung noch als drohendes Gespenst am politischen Horizonte stände.

Heute versammelt sich die **Tabaksteuercommission** des Reichstags, der auch die Finanzreformvorlage überwiesen ist, zu ihrer ersten Berathung nach den Osterferien, um mit der zweiten Lesung des Entwurfs zu beginnen, nachdem die erste mit der Ablehnung aller Bestimmungen des Entwurfs und sämmtlicher aus der Commission hervorgegangenen Anträge geendet hat. Die „Freisinnige Zeitung" giebt mit Genugthuung eine Auslassung der „Correspondenz für Centrumsblätter" wieder, die zur Begrüßung der wieder zusammentretenden Commission erfolgt zu sein scheint und in der es heißt:

„Ein Uebriges in der Behinderung der gesetzgeberischen Fruchtbarkeit des Reichstags thaten die alten unglückseligen Steuervorlagen. Daß die Tabaksfabrikatsteuer auch in dieser Session keine Aussichten hat, konnten sich die Herren Miquel und Graf Posadowsky vorher sagen. Entweder hätten sie die Sache ganz ruhen lassen, oder eine neue Form der Steuer in vorheriger Fühlung mit den entscheidenden parlamentarischen Factoren suchen sollen. Auf jeden Fall hätten sie aber den Reichstag mit dem „Automaten" verschonen sollen, dessen Aussichtslosigkeit doch mit Händen zu greifen war."

Wir sehen davon ab, daß die Fruchtbarkeit eines Parlaments von sehr zweifelhaftem Werthe ist, wenn sie von der Nichtbefassung mit dringlichen Aufgaben abhängt, und wollen nur darauf aufmerksam machen, daß das Centrumsorgan und die „Freisinnige Zeitung" ein gleichmäßig schlechtes Gedächtniß verrathen, indem sie in der vorstehenden Beurtheilung der „Steuervorlagen" die ursprüngliche Auffassung des Centrums erkennen. Von der Aussichtslosigkeit der beiden Entwürfe brauchte die Regierung keineswegs überzeugt zu sein, und wenn das Centrum entschlossen war, sie zu Falle zu bringen, so hat es diese Absicht bei den ersten Lesungen meisterhaft zu verschleiern verstanden. Namentlich gilt dies von der Finanzreform, der jetzt eine von Anbeginn vorhandene qualificirte Aussichtslosigkeit angedichtet wird. Am 25. Februar hat sich Herr Dr. Lieber, zum Theil in Form und Polemik gegen Herrn Richter, der die Finanzreformvorlage vorher bekämpft hatte, in einer Weise über das Gesetz ausgesprochen, die Herrn Richter am folgenden Tage veranlaßte, sein „aufrichtiges Bedauern" über die Erklärungen des Centrumsführers zu bekunden, von denen er sagte:

„Sie eröffnen mir, wenn diese seine (Dr. Lieber's) Ansichten getheilt werden von seinen Fractionsgenossen, eine verhängnißvolle Zukunft in finanzpolitischer Beziehung."

Aus dieser Besorgniß des betriebsamsten Gegners der Ordnung der Reichs- und Landesfinanzen geht ohne Weiteres hervor, daß Herr Dr. Lieber sich nicht ungünstig über die Reformvorlage ausgelassen haben kann. Noch unerklärlicher lassen es die damaligen Erklärungen des Abgeordneten Hug erscheinen, wie die „Freisinnige Zeitung" heute meinen kann, das Centrum hätte von jeher mit ihrem Leiter in der Beurtheilung des Charakters und der Aussichten der Finanzreform übereingestimmt, denn dieser Abgeordnete schloß seine Ausführungen mit folgenden Worten:

„Ich vermag die Einwendungen, die der Abgeordnete Richter gegenüber diesem Gesetzentwurf erhoben hat, keineswegs als richtig anzuerkennen und kann mich nicht abhalten lassen, gegenüber dem Gesetzentwurf eine freundliche Stellung einzunehmen."

Auch zur Tabaksteuervorlage erklärte der erste Redner des Centrums, Müller-Fulda, keine durchweg ablehnende Stellung einzunehmen, und sein Fractionsgenosse Schädler hob eine Reihe von Vorzügen der vorgeschlagenen Besteuerungsform hervor und gab dem Wunsch Ausdruck, daß die Commission eine nach allen Richtungen hin ausgleichende Lösung finden möge. Nach dem allen irrt entweder die „Correspondenz für Centrumsblätter", wenn sie es so darstellt, als ob ihre Partei die Tabaksfabrikatsteuer und die Finanzreform von vornherein als „unglückselig" und aussichtslos angesehen hätte, oder sie beschuldigt das Centrum einer verwerflichen Spiegelfechterei, die die Regierungen über seine Auffassungen und Entschließungen zu täuschen bestimmt war.

Gegen den **deutschen Gesandten in Tanger**, v. Tattenbach, finden sich in einem Theil der deutschen Presse Angriffe, die durchaus im Gegensatz zu den lobenden Worten stehen, die man gelegentlich des Neumann-Falles aussprach. Besonders ist es die „Tägl. Rundschau", die in zwei Briefen aus Dar-el-Beida ihm den Vorwurf macht, daß er nicht schneidig und praktisch genug für die Deutschen eintrete, und dann einige Fälle anführt, welche diese Kritik unterstützen sollen. Der eine Fall ist der, daß v. Tattenbach den Erlaß des Kaid Bargasch in Casablanca unterstützt habe, wonach die marokkanische Regierung für die Folgen der Austritte aus der Stadt keine Verantwortung übernimmt, was nach dem Berichterstatter der „T. R." ungefähr gleichbedeutend mit der Verhinderung jeder freien Bewegung außerhalb der Stadt ist, und der andere Fall ist der, daß einem Mauren, der einen Deutschen vom Tode des Ertrinkens rettete und eine Geldbelohnung abwies, dafür aber die Rettungsmedaille verlangte, weil an der Küste viele spanische, englische und andere Medaillen vertheilt werden, vom Gesandten die Medaille verweigert wurde, unter dem Hinweis, daß der Maure durch die Zahlung von fünf spanischen Thalern für seine verlorene Kleidung genug belohnt sei. Jener Berichterstatter malt die Zustände grau in grau, und wenn wir auch zugeben, daß es da unten eines gewissen Nachdrucks bedarf, so darf doch nicht übersehen werden, daß unser Gesandter mit der marokkanischen Regierung zu thun hat, die selbst schwach ist und die Stämme nicht im Zaume halten kann, daß aber Deutschland unmöglich auf eigene Faust durch Truppen sich Recht zu verschaffen vermag. Es ist bekannt, daß oftmals an die Consuln und Gesandten Ansprüche von ihren Schutzbefohlenen gestellt werden, die bei nüchterner Beurtheilung der Berechtigung entbehren. Immerhin ist öffentlich Klage gegen den Gesandten erhoben worden, und deshalb muß die Reichsregierung die Sache klar stellen. Wir glauben und wünschen nicht, in Marokko eine zweite Auflage des Falles Peyer zu erleben.

Es scheint, als ob **Japan** nicht gewillt sei, die am 8. Mai ablaufende Frist für den Austausch der Ratificationen des Friedensvertrags zu verlängern, und zwar in der Erwartung, die Action der drei Interventionsmächte durch ein fait accompli zu paralysiren. Diese Erwartung ist völlig grundlos, und eine als offiziös gekennzeichnete, telegraphisch schon signalisirte Erklärung in der „Nordd. Allg. Ztg." läßt darüber keinen Zweifel, daß die Bedenken der drei Mächte nach Vollzug der Ratification dieselben bleiben werden wie vorher, mag nun Japan den Krieg fortsetzen oder nicht. Eine solche Meinung scheint auch sehr am Platze, denn wie einem englischen Interviewer gegenüber ein Mitglied der japanischen Regierung sich geäußert, glaubt man in Tokio sich für seine Forderungen noch immer auf die Annexion Elsaß-Lothringens durch Deutschland berufen zu können. Hiernach zu schließen, scheint dort doch unter dem Einflusse der Actionspartei eine beträchtliche Begriffsverwirrung Platz gegriffen zu haben. Deutschland hatte 1870 gegen den Versuch einer fremden Einmischung in seine inneren Angelegenheiten sich zu wehren; ihm war der Vertheidigungskrieg von Frankreich geradezu aufgezwungen; die von Deutschland gebrachten Opfer waren unvergleichlich größer als die japanischen; es begnügte sich mit der Zurücknahme altdeutschen Gebietes, dessen Preisgabe einst den vorwiegenden Einfluß Frankreichs in Südwestdeutschland begründet hatte. Aber abgesehen von alledem, ist Elsaß-Lothringen bei Weitem nicht so groß wie die Insel Formosa allein, welche Niemand Japan streitig machen will; sie übertrifft Elsaß-Lothringen an Ausdehnung um reichlich 20 000 qkm. Gerade der Hinweis auf Elsaß-Lothringen kann nur die Maßlosigkeit der japanischen Forderungen in das hellste Licht rücken. — Von besonderem Interesse ist die Haltung der Pariser Presse gegenüber dem Zusammengehen Frankreichs und Deutschlands an der Seite Rußlands. Blätter natürlich, die wie die „Libre parole", „Intransigeant" und „Autorité", welche nur vom Chauvinismus und dem Russentaumel leben, sind voller Gift und Galle über die „Schlangenlist" Deutschlands, das sich zwischen Frankreich und Rußland geschlichen habe, um deren Bund zu sprengen. Einer so beschränkten Auffassung begegnen wir in den anderen Blättern nicht, aber auch in ihnen herrscht das Gefühl vor, als hätte sich in Europa etwas geändert, seitdem die drei Reiche sich zu gemeinsamem Handeln verbunden. So schreibt der „Gaulois", das Hauptorgan der Monarchisten:

„Sehr geschickt hat Deutschland alsbald für Rußland Partei genommen. Es war das ein Meisterstreich, wir dürfen uns darüber kein Hehl machen; denn die unmittelbaren Interessen Deutschlands konnten diesen Zug nicht ausreichend erklären, man muß auf das Ziel hinblicken, das Deutschland vielleicht von rückwärts her verfolgt. Zwischen Rußland und Frankreich ist also Deutschland hineingeschlüpft. Wir können nichts daran ändern. Wie immer die Verhältnisse auch liegen und ob die Beweggründe und Ziele übereinstimmen oder verschieden sein mögen, Frankreich, Deutschland und Rußland werden vielleicht nach Vereinbarung ihre Geschwader in die chinesischen und japanischen Gewässer senden. Unter französischer und deutscher Flagge wird man vielleicht zusammen das Geschützfeuer gegen einen gemeinsamen Feind eröffnen, ein deutsches Schiff wird vielleicht ein französisches Schiff retten. Hat die Regierung das reiflich erwogen? Und wenn wir im fernen Osten Freunde, Verbündete, Waffenbrüder werden, wenn wir vielleicht den Deutschen verpflichtet werden, werden wir dann gleichzeitig Gegner und Feinde bleiben können, Soldaten auf der Wache, bereit, zur Waffe zu greifen und einander von beiden Seiten der deutsch-französischen Grenze den Tod zuzusenden? Ohne Zweifel könnte, wie seinerzeit im mexikanischen Kriege das Einvernehmen mit Spanien und England, es vor dem Kriegszuge oder infolge desselben zum Bruche kommen, aber es könnte sich auch behaupten und erweitern und der allgemeinen Lage ein neues Bild geben. Wer weiß — sagt man schon heute —, ob sich nicht dort drüben die Verständigung fürüben findet? Wir wollen nichts behaupten und nichts bestreiten, wir wissen nichts und behalten uns Alles vor. Aber noch einmal: Hat die Regierung alle diese Möglichkeiten ins Auge gefaßt? Hat sie sich ernstlich gefragt, was sie will? Weiß sie, wohin der Entschluß, den sie vielleicht schon gefaßt hat, schließlich führen wird, und ist sie entschlossen, nicht vor den möglichen Folgen zurückzuschrecken? Wir gehören nicht zu Denen, die fortwährend verlangen, daß man Frankreich Deutschland gegenüberstelle; aber wir zählen zu Denjenigen, die fordern, daß man vollständig im Klaren sei über das, was man thut und wohin man geht, ehe man sich Schulter an Schulter zusammenschließt."

„Diese Auslassung ist", so bemerkt der Pariser Correspondent der „Hamb. Nachr.", „symptomatisch. Dies Symptom deutet an, welch' ungeheure Revolution sich in Folge des letzten Krieges in unseren eingefressenen politischen Anschauungen zu vollziehen beginnt. Man hat ein Jahrhundert lang mit dem Dogma vom europäischen Gleichgewicht gewirthschaftet, das es niemals gegeben hat, und nun steht die Welt mit einem Male vor der Frage des asiatischen und des afrikanischen Gleichgewichts, das es wahrscheinlich ebensowenig geben wird. Die europäische Politik erweitert sich zusehends zur planetarischen, wenn man so sagen darf, und ihr Gebiet wächst so riesenhaft an, daß das „Loch von Belfort" der Menschheit sehr bald wirklich nur noch als ein winziges Pünctchen erscheinen wird. Je früher die Franzosen zu dieser Einsicht gelangen, desto besser ist es für alle Theile, desto sicherer werden sie sein, in dem alten brüchigen Erdtheile jene Rolle zu behaupten, deren sie zu ihrer Machtentfaltung in dem neuen, jungfräulichen Bereiche des internationalen Wettbewerbes bedürfen." Bis vor Kurzem noch gewährten die „H. N." einer derartigen Auffassung keinen Raum.

Die **griechischen Wahlen** sind gänzlich zu Delyannis' Gunsten, und zwar des alten Theodoros Delyannis, für den seit Trikupis' Rücktritt sein Neffe Nikolas Delyannis den Platz des Ministerpräsidenten warmgehalten hat, ausgefallen. Die Kammer besteht, wie gemeldet, aus 207 Abgeordneten; von diesen sind in der neuen Volksvertretung 140 Delyannisten, 16 Trikupisten, 18 Rallisten, 24 Unabhängige, 4 Progressisten und 4 Deligiorgisten. Delyannis verfügt also über eine reichliche Zweidrittelmehrheit. Am Sonnabend Abend hat derselbe nochmals vor einer nach Tausenden zählenden Wählerversammlung in Athen sein Programm entwickelt und betont, daß die Wähler diesmal ihr kostbares Recht zu üben haben, um das Land vor einem schmachvollen Bankerott zu retten und dessen Credit in den Augen Europas wiederherzustellen. Eine Einigung mit den Gläubigern sei unumgänglich nothwendig, denn ohne ein solches sei eine Heilung der Finanznoth, eine Besserung der Geldverhältnisse ausgeschlossen. Die fortschreitende Entwerthung des griechischen Geldes würde fürderhin jede Verbesserung des Budgets un-

---

Feuilleton.

Gustav Freytag †.

Die Kunde von dem gestern Abend um 10 Uhr eingetretenen Tode Gustav Freytag's, die von Wiesbaden soeben hierher gelangt ist, wird in unserem Leipzig ein lebhaftes Echo erwecken: hat doch der gefeierte Dichter Jahrzehnte lang, von 1848 bis 1879, mit kurzen Unterbrechungen, zu denen man auch seinen regelmäßigen Sommeraufenthalt auf seiner Besitzung in Siebleben bei Gotha rechnen mag, hier gelebt, und zwar bis 1870 journalistisch thätig als Redacteur der „Grenzboten". Von allen deutschen Städten hat also Leipzig das größte Anrecht, den Dichter zu den Berühmtheiten zu zählen, deren Namen mit der Geschichte ihres geistigen Lebens eng verknüpft ist. Wir zweifeln nicht daran, daß unsere städtischen Behörden jetzt nach dem Tode des Dichters der Ueberzeugung von der Zugehörigkeit desselben zu unserer Pleißestadt irgend einen auf längere Zeitdauer berechneten Ausdruck geben werden.

Das ganze deutsche Volk beklagt den Tod eines ebenso hervorragenden wie erfolgreichen Schriftstellers, der mit seinen Schöpfungen die weitesten Kreise der Lesewelt gefesselt, ohne jemals dem bloßen Unterhaltungsbedürfniß Zugeständnisse zu machen, und dessen Werke noch immer von der Bühne herab eine lebendige, durch die Zeit nicht geschmälerte Wirkung auf die einander folgenden Geschlechter der Theaterbesucher ausüben.

Gustav Freytag ist ein Schlesier, ein Sohn dieses phantasie- und poesiereichen Landes, welches in unserer älteren Literatur mit mehreren Dichterschulen vertreten ist und neuerdings Poeten wie den Grafen Strachwitz und Max Waldau, Leopold Scheser und Sallet, Carl von Holtei und Heinrich Laube hervorgebracht hat. Freytag ist am 13. Juli 1816 zu Kreuzburg geboren, wo sein Vater als Arzt und später als Bürgermeister lebte. Die Gegenden jenseits der Oder haben nicht entfernt den Reiz der schlesischen Gebirgslandschaften. Kreuzburg liegt ganz im Flachlande und zwar in einer Gegend, wo von allen Seiten das polnische Element in das deutsche hinüberzugreifen beginnt, an der Grenze der sogenannten Wasserpolacken. Wenn der Dichter in seinen „Erinnerungen" von den landschaftlichen Schönheiten dieser Gegend spricht, so mag man dies seinen Kindheits- und Jugenderinnerungen zu Gute halten, die ja jenen Aufzeichnungen überhaupt ein so warmes Colorit geben. Weiß er doch noch viel von allen seinen Knabenspielen zu erzählen und vom ganzen Leben in seinem elterlichen Hause. Später bezog er das Gymnasium der Stadt Oels, wo er sich zu einem tüchtigen Griechen und Lateiner ausbildete; man glaubte damals, er werde sich überhaupt dem Studium der alten Philologie widmen; doch nachdem er 1835 die Universität Breslau bezogen hatte, sattelte er um und wendete sich dem Studium der germanischen Philologie zu. Einer seiner Lehrer war der Dichter Hoffmann v. Fallersleben, der später, in die politische Bewegung der vierziger Jahre verwickelt, seines Amtes entsetzt wurde, neuerdings aber durch sein schon damals gedichtetes Lied „Deutschland, Deutschland über Alles" in die Reihen der volksthümlichsten deutschen Nationaldichter eingetreten ist. Eine Zeit lang studirte Freytag auch in Berlin; damals schrieb er seine lateinische Dissertation „über die Anfänge der scenischen Poesie in Deutschland". Im Jahre 1839 habilitirte er sich als Privatdocent an der Breslauer Universität; er verkehrte viel in kaufmännischen Kreisen, war besonders Hausfreund bei Molinari, Gelegenheitsdichter und Festredner bei den Festen der „Börse", Vorsitzender verschiedener Vereine; doch ein Theil der Studenten trug es dem hochaufgeschossenen Privatdocenten nach, daß er eine Art von maître de plaisir in Kreisen war, welche der Universität fernstanden. Seine Gedichte in der Sammlung zu Breslau (1845) trugen auch nicht dazu bei, ihn populair zu machen. Eine eigentliche lyrische Ader besaß Freytag nicht; hier und dort findet sich in diesen Gedichten ein ansprechendes Situationsbild. Mehr Erfolg hatte er mit seinem damals verfaßten Lustspiel „Die Brautfahrt" oder „Kunz von der Rosen" (1844), das bei einer damals vom Berliner Hoftheater ausgeschriebenen Concurrenz einen Preis erhielt. Das Stück wurde mehrfach gegeben und taucht auch jetzt bisweilen noch auf den Bühnen auf; die lockere Scenenfolge, die zu häufigen Verwandlungen, eine in Bezug auf den dramatischen Kern zu weitschweifige Ausführung hinderten größere und dauernde Bühnenerfolge, welche der anmuthige Humor besonders in der Charakterzeichnung des Kaisers und seiner Hofnarren und manche glückliche dramatische Eingebung verdienten. Seine beiden nächsten Stücke, „Die Valentine" (1847) und „Graf Waldemar" (1850), machten den Weg über die deutschen Bühnen und haben sich bis heute auf denselben erhalten. Freytag bewegte sich hier im Fahrwasser der Jungdeutschen, die er später so eifrig bekämpfte; er behandelte psychologische Probleme in gewagten dramatischen Situationen. Aus gefährlichen Hofverhältnissen wird die Valentine durch das entscheidende Eingreifen Saalfeld's gerettet, der selbst ein nächtliches Wagniß nicht scheut, das ihn in den Verdacht bringt, einen gemeinen Diebstahl verübt zu haben. Umgekehrt wird Graf Waldemar von seiner Blasirtheit durch die Liebe eines einfachen schlichten Mädchens, der Gärtnerstochter Gertrud, gerettet. Ein überaus graziöser Dialog mit feinen Pointen und gelegentlicher Jovialität, sowie ein geschickter dramatischer Aufbau sicherten die Bühnenwirkung dieser Stücke um so mehr, als die Titelrollen hervorragenden Darstellern und Darstellerinnen willkommen waren. So war z. B. der blasirte Graf Waldemar eine Lieblingsrolle Ludwig Barnay's.

Seiner akademischen Thätigkeit hatte Freytag inzwischen entsagt; nach einem kurzen Aufenthalt in Dresden wandte er sich 1848 nach Leipzig, wo er bald darauf zusammen mit Julian Schmidt die Herausgabe und Redaction der „Grenzboten" übernahm, eines Organs, das alsbald eine tonangebende Bedeutung gewann, wenngleich die oft übergelige und gehässige Kritik von Julian Schmidt sich an namhaften Größen wie Gutzkow versündigte und zuletzt einseitig die realistische Richtung bevorzugte. Freytag selbst betheiligte sich vorzugsweise durch seine vortrefflichen Geschichts- und Culturbilder, die er später gesammelt herausgab, an der Zeitschrift. Die Redacteure hatten sich in ihre Arbeit so getheilt, daß der Löwenantheil der Redaction im Winter Freytag zufiel, im Sommer Julian Schmidt, da dann der Erstere meistens die Sommerfrische in Siebleben genoß auf dem dort von ihm erworbenen Besitzthum.

Es giebt glückliche Momente im Leben der Dichter, in denen eine günstige Stimmung sie zu dauernden Schöpfungen begeistert; die ländliche Ruhe von Siebleben und die friedlichen Reize der herrlichen Natur trugen dazu bei, daß Freytag hier seine trefflichsten Werke schuf: 1854 sein Lustspiel „Die Journalisten", 1855 seinen Roman „Soll und Haben". Man wird wohl keinen Fehlgriff thun, wenn man behauptet, daß an diese beiden Werke sich Freytag's Name für alle Zukunft knüpfen wird. Zu groß ist die Masse der Production, als daß Alles, was die Zeitgenossen interessirte, Anwartschaft hätte auf die dauernde Theilnahme der Nachwelt. Das gilt auch von den Werken hervorragender Schriftsteller — da bleibt sehr Vieles als todtes Residuum zurück, wenn auch wichtig für die Entwickelung der Dichter und für die Literaturforschung, und nur einzelne standard works retten sich und den unvergänglichen Namen der Verfasser aus der literarischen Sintflut. Die „Journalisten" können als der glücklichste Wurf der neuen Lustspieldichtung betrachtet werden; der Kampf der politischen Parteien ist darin meisterlich geschildert, ohne den Parteigruppen ein allzu kenntliches Etikette anzuheften, so daß das Stück bei seiner allgemeinen Haltung nirgends Anstoß erregen kann. Die frische und heitere Laune, die treffliche Zeichnung der journalistischen Charakterköpfe, die volksthümliche Gestalt Piepenbrink's in den unübertrefflichen Scenen, in denen das kleinbürgerliche Wesen mit so vielem Humor gestaltet ist, räumen diesem Lustspiel einen hohen Rang ein; es ist das auf allen Bühnen, großen und kleinen, am meisten gegebene Stück der modernen Thalia. Und ebenso ist „Soll und Haben" wohl der erfolgreichste Roman der Neuzeit. Die feinciselirte Darstellung mit vielen köstlichen Arabesken des Humors, der Contrast zwischen dem soliden kaufmännischen Bürgerthum und dem speculirenden Landadel, der naive Charakter des Helden und das durchtriebene Wesen des Herrn v. Fink, eines Doppelgängers von Belz in den „Journalisten", daneben lebendige Schilderungen aus den Kreisen des Breslauer Judenthums und aus dem polnischen Aufstande in Posen — das Alles kam zusammen, um diesem Roman eine Bedeutung und einen Erfolg zu sichern, der weit über den Beifall des Tages hinausgeht.

Der nächste Roman: „Die verlorene Handschrift" (1864),

SLUB
Wir führen Wissen.